

Gemeindegründung in den Neuen Bundesländern: Wege zu den Herzen

Günther Schulz, Hagen

»Das Christentum perlt von ihnen ab wie Wasser von einem Ostfriesennerz.«

Beim Versuch, die Menschen in den neuen Bundesländern durch Gründung neuer Gemeinden zu erreichen, macht man viele erstaunliche Feststellungen. Gerade im Blick auf das Gottesverständnis hat sich in den letzten 60 Jah-

ren manches anders entwickelt als in den alten Bundesländern.

„Gründlich ausgetrieben“, so fasst eine Studie des Hallenser Religionssoziologen Ehrhart Neubert das Resultat der antikirchlichen Propaganda der DDR-Diktatur treffend zusammen. In der Tat sind DDR-sozialisierte Menschen dauerhaft gegen alles Religiöse immunisiert. Sie haben ein waserfestes Weltbild, das nur sehr schwer zu erschüttern ist. Das Christentum perlt von ihnen ab wie Wasser von einem Ostfriesennerz. (Aus: „Konfessionslose in Ostdeutschland erreichen“ von Alexander Garth, Berliner Stadtmission, Hellersdorf)

Zwei Beispiele: Eine Christin unterrichtet in einer Grundschulklasse. Als sie auf das Thema Gott kommt, stellt ein Junge die ernst gemeinte Frage: „Wann haben Sie sich das ausgedacht, dass es da oben einen geben soll?“

Bei einer Meinungsumfrage in Magdeburg in diesem Jahr waren Menschen zum Teil irritiert, dass wir

sie unerwartet nach Gott fragten. Gott gehört nicht zu ihrem Leben. Ihre häufige Antwort ist:

„ICH DENKE NICHT AN GOTT“

Menschen, die sich so äußern, sind keine Atheisten, sonst müssten sie Gott denken. Sie sind areligiös, konfessionslos, befriedigt mit ihrem Weltbild ohne Gott. Haben sich 1945 noch 96 Prozent der Menschen in den Neuen Bundesländern als kirchenzugehörig bezeichnet, sind das heute lediglich 15-20 Prozent, in manchen Regionen weniger. Der Bezug zu Gott fehlt im Leben, denn der Sozialismus gab alle Antworten auf die Fragen der Menschen und versprach das Heil im Diesseits. Der ostdeutsche Mensch kann es im Allgemeinen nicht verstehen, wenn wir von einer Beziehung zu Gott durch Jesus Christus sprechen. Christus ist höchstens noch ein „guter“ Mensch oder „Lehrer“.

FRÜHER WAR ALLES GEORDNETER

Das soziale Gefüge der Kinderkrippen, Kindergärten und Kinderhorte ist weitgehend aufgelöst. Die Haus- und Arbeitskollektive, die früher „wie eine Familie“ fungierten, sind ebenfalls nicht mehr vorhanden. Die rituellen Feiern zu den staatlichen Feiertagen und die eingerichtete Feste, die Religionsersatz bildeten (siehe heute noch die Jugendweihe), sind Vergangenheit. Zu den christlichen Feiern findet man keinen Bezug. Zerbrochen ist auch die Hoffnung auf Arbeit, die im Weltbild des Sozialismus sinngemäß war. Das Motto war: „Der Mensch ist sinnvoll für die Gesellschaft, weil er arbeitet“. Die Menschen sehnen sich nach Nähe, einem Schutzraum, Anerkennung und Geborgenheit.

ZUHAUSE KANN ICH SAGEN, WAS ICH DENKE

Es gab in der Zeit der DDR mehrere Öffentlichkeiten: Die offizielle,

WAS HEIßT DAS FÜR DIE GEMEINDEGRÜNDUNGSARBEIT IN DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN?

Man kann jedem nur raten, dass er im ersten Schritt den Missionsbefehl so liest: „*Gehet hin und lernet!*“ Wir müssen fragen, beobachten und zuhören wollen. Der Missionar, der mitten unter den Menschen lebt und dient, ist der Missionar, der angenommen wird. Er bleibt ein Lernender und es mag sein, dass er über die jeweilige Stadtgeschichte irgendwann einmal mehr weiß, als die Einwohner selbst, wenn er sich ernsthaft damit beschäftigen will. Er sollte mindestens zehn Dinge sagen, die in der DDR-Zeit positiv waren.

GEMEINDE ALS ORT DER GEBORGENHEIT

Gemeinde als Familie ist gefragt, wo man seine soziale Vernetzung findet. Menschen kommen, weil hier andere Menschen sind und das gibt Christen die Möglichkeit, den Glau-

te er mit seiner Frau einige Zeit zurück nach Kanada. Es gab eine (Abschieds-)Feier. Die Menschen feierten gerne, saßen zusammen und erlebten beim Feiern einen Gottesdienst.

VERTRAUTHEIT DER WOHNZIMMER

Noch immer sagen viele ältere Ostdeutsche nur im Wohnzimmer, was sie wirklich denken. Hier muss Vertrauen geschaffen werden. Es gilt, Schutzräume zu bieten (Privatsphäre), damit Offenheit entstehen kann. Hier sind das gemeinsame Essen und die persönliche Unterhaltung im kleinen Kreis wichtig. Hier kann man um Antworten ringen, die Arbeit und Familie, Sinn und Gerechtigkeit, Diesseits und Jenseits umfassen.

LEBENSVERÄNDERUNG, DIE ÜBERRASCHT

Es sind durch Jesus Christus veränderte Lebensgeschichten, die den Menschen zum Nachdenken über Gott bringen. Junge Menschen, die zum Glauben kommen, fordern ihre Eltern und Freunde heraus. Die überraschende



Teilnehmer des Seminars für Gemeindegründung am 10. Juli 2004 in Magdeburg

kontrollierte Öffentlichkeit, die vom Staat und der Partei vorgeschrieben war und die man öffentlich hören wollte. Auf der anderen Seite die private Öffentlichkeit, die in der Datscha (Kleingartenanlage) und im Wohnzimmer geäußert wurde und auch im Freiraum der Kirchen. Die Menschen lebten in mehreren Welten. Die Schizophrenie, nach außen anderes zu sagen, als man wirklich meint, war und ist mancherorts immer noch vorhanden. Erst in privater, vertrauter Atmosphäre wurde der Mensch offen.

ben an den Herrn Jesus zu bezeugen. Da kann man schon mal hören: „Kann ich auch kommen, auch wenn ich nicht glaube?“ Dazugehören ist wichtig.

Lorenz Warkentin, Gemeindegründer der Mennoniten erzählt, wie er in Berlin diese Gemeinschaftsfreude nutzen konnte. Als er mit der Gemeindegründung begann, lud er in seiner Straße alle zu einem (Einstiegs-) Fest ein. Viele folgten der Einladung. In der nächsten Woche, als Besuch von Christen aus Dresden kam, waren sie wieder eingeladen und die Menschen kamen. In der darauf folgenden Woche muss-

Feststellung, dass man Gott wirklich persönlich erleben kann und dass Jesus Christus ein Leben auf einen neuen Boden stellt ist die klarste Sprache des Evangeliums. Menschen, durch die Christus strahlt, Gemeinden, in denen Wahrheit und Liebe leuchten, sind Anziehungspunkte für die „die Gott nicht denken“. Es gibt Hoffnung, auch für Ostdeutschland. Auch im konfessionslosen Osten können Gemeinden entstehen, wenn zu den Menschen Vertrauensbrücken gebaut werden. Wagen wir es, unseren Mitbürgern die gute Nachricht der Liebe Gottes zu sagen. ☛